Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1894)
Heft: 44-45

Artikel: Aphorisches über Krieg und Frieden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gilt, sondern nur für die Menschlichkeit geschlagen wird, nicht das Mittel wolle er aus der Welt schaffen, nur den Zweck. Als ich mich zur Ruhe begab, fand ich auf dem Nachttisch »Es Loewos« aufgeschlagen. — Des Morgens um neun Uhr versammelt sich gewöhnlich die freiherrliche Familie am Kaffeetisch im Billardsaale. Ueberhaupt wird auf Harmannsdorf die Zeiteinteilung pünktlich eingehalten. Unmittelbar nach dem Kaffee erscheint die Post, und mit ihr die mannigfaltigen Pflichten der Beantwortung, die den Vormittag füllen. Das Postamt zu Harmannsdorf ist eine ganz junge Schöpfung, die dem regen Briefverkehr unseres Schriftstellerpaares ihr Dasein verdankt. Die Würde des Postvorstehers und des Postboten vereinigt sich in der Person des ehrsamten Dorfschuhmachers. Telegraphischen Verkehr besitzt das Schloss trotz vieler Bemühungen noch nicht. Der Eilbote muss die nicht seltenen Depeschen manchmal dreimal des Tages und öfter aus dem vom Gute dreiundeinhalb Fusstunden entfernten Eggenburg nach Harmannsdorf bringen, was bei Nacht und Nebel gewiss keine angenehme Aufgabe ist, zumal es schon vorgekommen sein soll, dass der Blitzbote in den tiefen Schlossgraben fiel. Freilich, und das sollte den zahlreichen Korrespondenten des Schriftstellerpaares zur Verhinderung übermütigen Telegraphierens in Erinnerung bleiben, bekommt der Bote für jeden Weg einen Gulden zum Lohn. Demgemäss entsinnen sich auch die ältesten Bewohner des Schlosses nicht, dass jemals zwei Depeschen auf einmal überbracht wurden, denn um den Gulden zu vervielfachen, macht der Bote Kunstpausen im Dorfkrug und überbringt jede Depesche einzeln. Da nützt es freilich nichts, wenn draussen hart an den Parkmauern die Telephondrähte vorüberziehen, die Wien mit Prag und weiter hinaus über Bodenbach, Dresden mit Berlin verbinden. Die Erledigung der Korrespondenz des Schriftstellerpaares ist keine leichte Arbeit, umso mehr, als man sich prinzipiell keines Sekretärs bedient und alle Eingänge eigenhändig erledigt.

Für Autographenmarder will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, dass derartige Gesuche mit der eigens zu diesem Zwecke angeschafften Schreibmaschine besorgt werden. Ich ward nicht wenig erstaunt, diese grosse Menge von Briefen, Postkarten und Drucksachen zu erblicken, die sich mit den Eingängen eines grossen Handelshauses wohl messen können. Da kommen die Korrespondenzen der Friedensgesellschaften aus Wien, Berlin, aus Bern, aus Stockholm; da kommen die Berichte der Parlamentarier aller Herren Länder, über den Stand der Friedensfrage, hier ein geharnischtes Manuskript aus Konstantinopel, ein Beitrag für »Die Waffen nieder«, hier die Bitte einiger Chicagoer, bei der Errichtung einer dortigen Friedensgesellschaft hülfreiche Hand zu bieten, und wieder ein dringendes Schreiben aus Wien von bekannter Feder, mit dem Ersuchen, umgehend ein Manifest zu erlassen, durch welches die dortige Gesellschaft zur Bekämpfung des Antisemitismus, gegen die brutalen Uebergriffe mittelalterlich gesinnter Gemeinderäte protestieren will, und dazwischen der wohlgemeinte Rat eines Vollblut-Jdioten: »Stopfen Sie lieber ihre zerrissenen Strümpfe.« Dann wieder der Schmerzenseufzer eines Backfisches, der den Frieden zwar wünscht, aber um Gotteswillen die Lieutenants nicht missen will; dann die Menge der Korrekturen und Zeitungen, die Bücher-sendungen und Verlegerbriefe und die Korrespondenzen jener ausgewählten Zeitgenossen, die den geistigen Verkehr der Einsiedler von Harmannsdorf bilden. So wenig erschöpfend dieses Resumé der täglich einlaufenden Post ist, wird man dennoch erkennen, welche Arbeitskraft dazu gehört, dies alles in gewisserhafter Weise, wie es auch geschieht, zu erledigen. Dies dauert bis Mittag. Die Mittagsstunde bringt die Wiener Zeitungen und mit ihnen dringt der Wellenschlag der Aussenwelt zu

den kaukasischen Teppichen des traulichen Arbeits-Kabinetts.

Ein Spaziergang durch den Park unterbricht die Thätigkeit. Ein herrliches Areal. Zur Hälfte französische, zur Hälfte englische Anlagen, deren Riesenbäume schon manche Rococofiguren durchwandeln sahen, umgeben in weitem Umkreise das Schloss. In Mitte des Parkes befindet sich das Schlosstheater, das allerdings schon lange seinem Zwecke nicht diene. Früher — heitere Ironie des Schicksals — dienten diese weltbedeutenden Bretter zur Aufbewahrung des Robotts, den die leib-eigenen Dorfbewohner liefern mussten.

Welch herrlicher Kontrast, in diesen auf Schritt und Tritt an grausame Vergangenheiten erinnernden Denkmäler die beiden Lichtgestalten modernen Geistes wandeln zu sehen.

In stundenweitem Umkreise dehnt sich die Guts-herrschaft Harmannsdorf aus, Wald, Feld, Obstbaum-alleen, Steinbrüche, die einst dem Wiener Stephans-dome sein Baumaterial geliefert haben und auch in neuerer Zeit manchen Stein der herrlichen Baudenk-mäler der Wiener Ringstrasse. Als wir auf einer An-höhe sassen und die herrliche Stille der Natur die un-ruhigen Grosstadtnerven beängstigte, da fühlte ich so recht deutlich, wie man in dieser göttlichen Umgebung den Frieden wünschen und die Menschen lieben muss.

Glücklich fühlte ich mich hier in der Ueberzeugung, dass von diesem Stückchen Erde aus ein leises Dämmern beginnt, das sich dereinst vielleicht zu goldener Mittags-sonne verwandeln wird. Von weitem sah ich den Har-mannsdorfer Schlossturm herüberwinken, von dem einst der Raubritter, auf seinem Rechte fussend, Schreck und Gewalt in die nächste Umgebung trug, und heute schwebt der Glorienschein des Menschenrechtes und der Bruder-liebe just um denselben Turm, und trägt die Macht dieser heiligen Ideen weit über diese enge Umgebung hinaus in die grosse, grosse Welt. Nicht mehr ist der Weg so weit, der zwischen dem Siegesgeheule jener Knappen und dem Rufe »Die Waffen nieder« liegt, wie die Bahn, die uns von der Erfüllung trennt, die in dem Wunsch dieser Worte sich befindet. Und diese Gedanken ver-folgt mich noch weit; längst hatte ich Harmannsdorf hinter mir und schon befand ich mich wieder in dem Trubel der grossen Stadt, im bleichen Lichte mensch-lichen Glückes und unter den schwarzen Schatten tief-sten Elends. Da fühlte ich auch, dass jene hehren Kämpfer nicht umsonst kämpfen und einst den Tag des Sieges den ihren nennen müssen. Da fielen mir auch die Verse ein, die ein begeisterter Anhänger der Baronin Bertha zum letzten Kongresse nach Bern gesandt hat, und während der Wagen mit Windesschnelle durch das Kapua der Geister raste, sprach ich sie vor mich hin:

„Wenn einst der Sieges-Lorbeer unsres Strebens
Sich windet durch die Locken Deines Haars,
Dann pflanzen wir am Himmel unser Banner,
Und „Bertha Suttner“ taufen wir den Mars.“

Aphoristisches über Krieg und Frieden.

Diplomatie und Unaufrichtigkeit sind noch synonyme Begriffe. Der ganze »auswärtige« Verkehr beruht auf der unverhohlen vorausgesetzten Falschheit der andern Mächte. Und die Staatskunst beruht auf Ueberlistungs-kunst.

* * *
List ist die bewährte Verbündete der Gewalt; Offen-heit aber sei die Begleiterin der Kraft.

* * *
Das immer und immer wieder von hoher militärischer Stelle vorgebrachte »Si vis pacem para bellum« besagt doch deutlich, dass der Rüstungsbefissene das Gegen-

teil von dem vorbereitet, was er angeblich erreichen will. Er will den Frieden, behauptet er, und studiert, predigt, handelt, lebt nur für den Krieg . . . einzig, »damit der Frieden gesichert bleibe«. Wenn man schon zu solcher Winkelzügigkeit sich bekennt, kann man es da übelnehmen, wenn andere die umgekehrte Taktik durchschauen; nämlich, dass man einfach vom Frieden spricht, weil man den Krieg will?

* * *

Aus den landläufigen, durch Erziehung und öffentlichen Geist gebildeten Begriffen hat sich eine Art Nebelschleier gewoben, der das Bild der Thatsachen umwallt und verbirgt. Hin und wieder — im Geiste, im Traume — reißt dieser Schleier und dahinter grinst dann das Schreckbild: Todschlag, Elend, Verzweiflung. . . Schauernd wendet man sich ab, ruft die altgewohnten Vorstellungen eiligst zurück, aus welchen dann die verhüllenden Schleier wieder aufsteigen. Aber immer mehr Risse bekommt der Schleier.

* * *

»Wir 100,000 wollen sterben.« Das klingt ja recht heldenhaft; es impliziert aber in jedes Einzelnen Munde nicht nur die Hingabe des eigenen, sondern die Geringschätzung von 99,999 anderer Leben. —

* * *

Man versuche, die im Weltraum schwebende Erde in ihrem wahren Grössenumfang sich vorzustellen. Unmöglich! Denn unsere Vorstellungskraft hat enge Grenzen. Ebenso beschränkt ist unsere mitfühlende Einbildungskraft: das durch den Krieg hervorgerufene Elend können wir nicht fassen. Zwar können wir es hersagen: so und soviel Tote, so und soviel Beraubte, so und soviel zerstörte Dörfer und Städte — wie wir ja auch ziffernmässig den Kubikinhalte der Erdkugel, ja sogar die Fixsternweiten hersagen können. Aber wenn wir mit dem Nennen der Kriegsergebnisse sie zugleich begreifen würden, so müsste uns der Mitschmerz töten.

* * *

Unsere Vorfahren schilderten die Kriegsgreuel mit Lust und Gefallen daran. Unsere Zeitgenossen (von der Kriegspartei) gehen über die Greuel mit Stillschweigen hinweg, teils aus natürlichem Abscheu, teils aus Klugheit. Wir Friedensfreunde hingegen — trotz des hundertfachen Abscheus — schildern sie wieder, um abzuschrecken.

* * *

Als die blutige, englische Maria Calais verlor, brach ihr Herz. (»Wenn ich jetzt sterbe, werdet ihr auf meinem Herzen das eine Wort eingegraben finden: Calais.«) Jetzt wünscht sich kein Engländer mehr Calais zurück. Ob es mit den von Frankreich verlorenen Provinzen nicht auch so sein wird?

* * *

Einer der auffälligsten Widersprüche des »si vis pacem«-Systems ist dieser:

— Alle wünschen den Frieden.
— Um ihn zu erhalten, muss die Armee so tüchtig als möglich dastehen.

— Dieser Armee müssen Alle angehören und Alle von Armeegeist durchdrungen sein, d. h. sie müssen den Krieg lieben.

Daraus ergibt sich also:

Damit der Friede, den Alle wünschen, erhalten bleibe, müssen Alle den Krieg wünschen. Und solchen Unsinn lässt die Welt sich bieten!

* * *

»Die Gesellschaft hat ein Recht, sich zur Wehre zu setzen gegen die Anarchistenbomben, welche das Leben Unschuldiger, welche allen Besitz und alle Kulturgüter bedrohen.« Gewiss, dieses Recht hat sie; aber

nicht minder wäre sie berechtigt, endlich auch die Gefahr abzuwenden, die in dem anarchistischen (gesetzlosen) Zustand der Staaten untereinander besteht, ein Zustand, der auch stündlich das Leben von Millionen bedroht und als Rüstungskampf die Güter — als ausgebrochener Krieg die Kultur selber vernichten muss.

Bertha von Suttner.

Herbstgruss.

Welch glänzend klarer Sonnenherbsttag heute!
Ich grüsse Dich, Geliebte. Tief und weich
Und märchenblau strömt die Unendlichkeit
Des Aethers um die blendend weissen Gipfel
Der Alpenkette, die wir Beide seh'n,
Du näher, ich ein wenig ferner, doch
Gemeinsam tauchend mit verwandtem Blick
In diese reine Flut der gold'nen Erde.
So reichbeglückte Tage lieben wir
Ja Beide, wo im letzten Freudenrausch
Aufglühend schwillt die sterbende Natur
Und sehnsuchtweckender Verheissung voll
Ihr Lebewohl uns warm entgegenleuchtet.
Die Gärten rings, die Wälder droben glüh'n
In roten, gelben, braunen, grünen Flammen,
Sie brennen jubelnd, farbenrunken auf,
Wie uns're Liebe loh'n und jauchzen mag
Durchs gold'ne Blau der freien Weltenweite.
Gib mir die Hand! Du stehst ja neben mir,
Ich fühle Dich — ich seh' Dein edles Haupt
In Schimmerwellen des Oktobers träumen
Von uns'rer stillen, stillen Heimat . . .
Der Heimat unsrer Sehnsucht träumen wir
Entgegen, ach, und die verschwieg'ne Stätte
Der schönheitsfreud'gen Lebenseinsamkeit,
Sie zittert uns, ein süß Oasenglück,
Verlockend vor der schwelgerischen Seele.
Sind Dir die Thränen nah? Was pocht Dir so
Unruhig bang das liebe Herz im Busen?
Die Menschen meinst Du, die der Hoheit fremd
Missliebige Wache steh'n am Paradiese,
Die Kröte siehst Du wieder eckelhaft
Durch die verhüllte Laube schlüpfen . . . Fort
Mit einem Fusstritt kräftiger Verachtung,
Fort in den Pfuhl gemeiner Kläglichkeit! . . .
Lass, gute Freundin, glühend Dich umarmen
Und einen Kuss auf Deine feuchten Wimpern
Leidbannend drücken! Und nun wandern wir
Langsam und fest in friedlicher Begleitung
Bald Hand in Hand, bald jedes frei für sich
Der Sonne nach, die tiefe Schatten schon
Emporrollt zu den Almen, droben rosig
Die Spitzen noch umgiesst mit blankem Licht.
Die Sonne sinkt, doch uns're geht nicht unter.
Der Liebe wärmend himmlisches Gestirn
Umleuchtet uns und weilt ob unserm Haupt,
Denn unsre Seelen haben sich gefunden,
Und unsre stille Friedensheimat winkt
Mit zarten Birken, mächtigen Platanen
Den Freunden, die sich zärtlich lieben, zu . . .
Hörst Du die leisen, leisen Quellen rauschen
Der Seligkeit, Geliebte, hörst Du sie? . . .

Karl Henckell.

Die Stellung der Zivilisation u. Kunst zur Friedensbewegung, speziell zum Antimilitarismus.

Von Otto Ackermann.

Vielen erscheint ohne Weiteres klar, dass die sämtlichen Elemente dessen, was wir heute Zivilisation heissen, durch jahrmillionenlanges Zusammenarbeiten entwickelt und vorbereitet worden seien.

Avis.

Im Auslande empsiehet es sich am besten durch

Zur gef. Beachtung.

Die Tit. Abonnenten und Leser dieses Blattes,